

Liebe Schwestern und Brüder,  
eine ganz normale Woche mit den ganz normalen Aufgaben eines Pfarrers. Heute steht ein Kondolenzgespräch auf dem Kalender. Ich muss einen alten Herrn besuchen, dessen Frau vor einigen Tagen verstorben ist. Nun müssen wir gemeinsam die Beerdigung vorbereiten. Es ist ein dunkler, nasskalter Abend im November, und das Wetter passt zu dem Besuch: Ich betrete ein schummerig beleuchtetes Zimmer, alles hier ist unaufgeräumt, vernachlässigt. Nach einer kurzen Vorstellung meinerseits und ein paar einleitenden Worten versuche ich das Gespräch auf die Verstorbene zu lenken. Aber, wie seltsam, der Witwer redet nur von sich selber: wie er nach dem Krieg aus kleinen Anfängen heraus ein Handelsunternehmen aufgebaut hat. Obwohl ich immer wieder nach seiner Frau frage, der Mann geht überhaupt nicht auf meine Frage ein, erzählt dafür lang und breit von dem Wachstum seines Geschäftes, von den Vermögenswerten, die er im Laufe der Zeit angespart habe. Und seine Frau? Nun ja, die sei immer kränklich gewesen, eher eine Belastung als eine Hilfe, schließlich sei er ganz froh gewesen, als sie zu den Kindern gezogen ist. Als der Mann mir dann auch noch den Ordner mit den Sparbüchern, Schatzbriefen und Kontoauszügen zeigen will, Beweis für sein mühsam erworbenes Vermögen, halte ich es nicht mehr aus, suche nach einem Vorwand, um dieses Gespräch so schnell wie möglich zu beenden. Später, zu Hause, denke ich dann doch noch über dieses Erlebnis nach. Hatte ich mich zu Anfang noch über den unerträglichen Egoismus meines Gegenüber geärgert, so tut er mir jetzt eher leid: sein ganzes Leben schien nur darum gekreist zu sein, etwas zu erreichen, materielle Werte anzuhäufen. Hat er seine Frau jemals wahrgenommen, eine Beziehung zu ihr gehabt? Oder zu seinen Kindern, von denen in dem Gespräch ja nur sehr am Rande zu hören war? Merkt dieser Mann eigentlich selber, wie einsam er ist, wie trostlos es um ihn herum aussieht, wie wenig er vom Leben hatte? Aber was macht ein Menschenleben zu einem erfüllten Leben, zu einem Leben, das Sinn macht und Frucht bringt?

Ich lese uns das Evangelium für den heutigen Sonntag. Es steht bei Johannes im 12. Kapitel, den Versen 20-26:

„Es waren aber einige Griechen unter denen, die heraufgekommen waren, um anzubeten auf dem Fest. Die traten zu Philippus, der von Betsaida aus Galiläa war, und baten ihn und sprachen: Herr, wir wollten Jesus gerne sehen. Philippus kommt und sagt es Andreas, und Philippus und Andreas sagen's Jesus weiter. Jesus aber antwortete ihnen und sprach: Die Zeit ist gekommen, dass der Menschensohn verherrlicht werde. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und erstirbt, bleibt es allein; wenn es aber erstirbt, bringt es viel Frucht. Wer sein Leben lieb hat, der wird's verlieren; und wer sein Leben auf dieser Welt hasst, der wird's erhalten zum ewigen Leben. Wer mir dienen will, der folge mir nach; und wo ich bin, da soll mein Diener auch sein. Und wer mir dienen wird, den wird mein Vater ehren.“

Liebe Schwestern und Brüder, das Sabbatfest steht bevor, und auch der Herr ist nach Jerusalem gekommen. Schnell hat sich seine Ankunft herumgesprochen, einige Festpilger haben offenkundig schon gehört, was von Jesus erzählt wird und wollen ihn nun selber sehen, - eine bemerkenswerte Persönlichkeit, deren Bekanntschaft man auf keinen Fall versäumen sollte. Aber wen erwarten sie zu sehen und wen werden sie sehen? Den Wundermann etwa oder den großen Lehrer, dem die Massen zu Füßen liegen? Nein, diese Festpilger müssen es sich gefallen lassen, dass ihre Erwartungen ganz anders in Erfüllung gehen, als sie das gedacht haben. Denn wenn sie Jesus zu Gesicht bekommen werden, dann als Zeugen seiner Hinrichtung. Die Herrlichkeit Jesu ist seine Kreuzigung, seine Erhöhung ist seine Erniedrigung, sein Gang in den Tod bringt den Vielen das Leben. Denn nur wenn das Weizenkorn erstirbt, wird es viel Frucht bringen. Das Lebensmodell, das Jesus uns mit seiner Existenz vor Augen stellt, ist nicht Zusammenraffen, sondern Hergeben, es zielt nicht auf ein Höchstmaß an Sicherheit und Komfort, sondern darauf, sich selber zu schenken, sich hinzugeben, sich zu opfern. Und dieses Lebensmodell

zielt auf uns, als Anfrage und Herausforderung, ja manchmal auch als Ärgernis: Wer sein Leben lieb hat, der wird's verlieren; und wer sein Leben auf dieser Welt hasst, der wird's erhalten zum ewigen Leben. Auf der Hingabe allein ruht Verheißung: nur wer bereit ist, sich selber aufzugeben, wer das tut im Vertrauen darauf, dass Gott seine Seele bewahrt, der wird Gott finden. Und nur wer seine Hände öffnet und alles loslässt, den kann Gott bei der Hand nehmen, um ihn ins ewige Leben zu führen. Wer sein Leben lieb hat, der wird's verlieren. Wie der alte Mann, von dem ich eingangs erzählt habe. Und wer sein Leben in der Welt hasst, der wird das Leben finden, das ewige Leben und eine Ahnung davon schon im Hier und Jetzt.

Vor vielen Jahren habe ich sie kennengelernt, eine wunderbare Frau, Schwester Anni. Als junge Frau hatte sie heiraten wollen, aber dazu war es nicht gekommen, ihr Verlobter ist in den letzten Kriegstagen gefallen. Anni ist dann, nach Ende des Krieges, einer evangelischen Schwesternschaft beigetreten und nach Brasilien geschickt worden, um sich dort um Straßenkinder zu kümmern. Ich weiß gar nicht, wie sie das geschafft hat. Denn Anni war eine ganz zierliche Frau, sie hat auf mich schon fast zerbrechlich gewirkt. Aber Anni konnte stundenlang erzählen: von den schweren Jungs, die bei ihr ein neues Zuhause gefunden hatten, von den Mädchen, die sie von den Straßenstrichen geholt hat, von den Säuglingen, die von ihren drogensüchtigen Müttern einfach vor der Tür des Kinderheimes abgelegt worden waren. Und wenn sie so erzählte, dann sah man förmlich diese ganze Schar. Und mittendrin natürlich Anni, mit ihren lachenden Augen, ihrem elsässischen Dialekt, nie müde, nie verzweifelt, auch dann nicht, wenn sie nicht wusste, woher das Geld für das Waisenhaus herzunehmen war. Hat Anni sich jemals Sorgen gemacht? Ich glaube nicht. Dazu hatte Anni zu viel Gottvertrauen. Das spürte man ihr ab, darüber brauchte sie keine Worte zu machen. Für sich selber hatte Anni außer ihrem Gottvertrauen nichts: als sie bei uns zu Besuch war, trug sie jeden Tag dieselbe graue Schwestertracht, dieselben derben Schuhe, dieselbe uralte

Armbanduhr, dieselbe geflickte Brille. Aber gelacht haben wir viel miteinander. Es waren schöne Wochen, als sie bei uns war. Später sind noch viele Briefe hin und hergegangen. Ihr letzter Brief hat mich besonders angerührt: sie, die zu dieser Zeit schon Todkranke, hatte mir geschrieben, weil sie mich in einer sehr schweren Zeit trösten wollte. Von sich selber hat sie kaum etwas gesagt. Eigentlich nur einen Satz, ganz am Schluß: Ich werde jetzt bald sterben und ich freue mich darauf, beim Herrn zu sein. Und danke ihm, dass er mich schon hier auf Erden so reich gemacht hat.

Wer lebt? Der sein Leben behalten will? Oder der sich hingibt?  
Und der Friede Gottes...